

Uebersicht: Aus dem Zentsgebirge. — Witterungsgeschichte des Jahres 1854.
II. Im Stenbrenen. — Eine Jagd in Oesterreich (Schluß). — Literatur und
bildende Kunst. — Miscellen.

Aus dem Zentsgebirge.

(Von J. v. Zschubi.)

Weltunter im württembergischen Südbad bis auf die schwäbische Alb zu, im bairischen und badiischen Vorlande erbliden die Bewohner der getreidereichen Ebenen den faszinierendsten Zug des Zentsgebirges. Er gilt ihnen als Repräsentant der Schweizergirge oder „Schweizergirge“ überhaupt. Jedt ihn im Mai, oft noch in der Höhe des Sommers, ein leichter schimmernder Schneeflocke für wenige Tage, so heißt es: In der Schweiz hat's wieder geschneit, darum geht der Wind so kalt. Wenn aber ein klarer Sommerabend über dem malerischen Gebirge ruht, und der sinkende Solos seine glühenden Rinten darüber haucht, so muthet der Zauber der Gebirgsverklärung den Zentsändler gar eigen an, und wenn es immer angeht, so greift er zum Stiefel, um sich die geduhnte Herrlichkeit einer großen Natur in der Nähe zu befehen, von denen schon vor hundert Jahren der berühmte Bodmer sang:

Der Schiffer, der am Schwaben's fruchtbaren Ufer
Den Bodensee mit leichten Rähnen besegelt,
Zieht stürmisch seltsame Gestalten der Berge den Himmel bezegnen.
Dort brecht der Kamee den lieblichen Rücken,
An welch'm aufwärts sich der Alte Mann lehnet,
Dann bebt sich mit aufgeschüttelten Wipfeln der höhere Zentis.

Der Zentsgebirge sieht wie ein Vorposten der Schweizergirge, weit in des Landes Norden hinausgeschoben, da, ein unvergleichliches Stück Hochgebirge. Die europäische Kette hat Spizen von beinahe doppelter Höhe, Stöße von ungleich grandioserer Enfsassung, Regel von majestätischerem Aufbau und schüner, reineren Formen, — und doch wird der Kenner den Zentsgebirge für eines der schönsten und interessantesten der schönen Schweizergirge erklären, für eine unvergleichliche Perle im reichen Diadem der europäischen Alpenkette. Die Berninagruppe ist schön, die Jungfrau von vollendetster Pracht, die Montrosia-Familie athmet eine unermeßliche Größe, der Montblancos ist reich an Wechsel und gebirgiger Formenvielfalt, — meine Güte aber möchte ich doch gar flüchtig an Fuß, im Stiefel des Zents aufschlagen. Wir finden das so ziemlich Alles, was wir brauchen und wünschen, und dabei immer ein Ganzes, kein Fragment.

Neben den Quellen der Thur oder Zitter culminirend, breitet er sich weiträumig längs des Rheines als gewaltige Gebirgsmauer aus und neigt sich über wellenförmig hingebreitete grüne Hügel gegen den Spiegel des „Schwäbischen Meeres“ und ins fremdliche Teggenburgerland. Ueberblickt man von einem der erhabenen Gipfel das Profil des ganzen Gerippes, so erkennt man unsvwider darin jene Grundverhältnisse wieder, welche im Einzelnen und Ganzen den Aufbau der Centralalpen charakterisiren. Der Kern des Stodes streckt sich in drei mächtigen, ziemlich parallel abgezwigten Armen gegen Witternacht mit leiser Neigung nach Norden, während nur ein Arm gegen Südwest abgeht. Ebenso ist der Alb nach Süden und Südost schroffer und höher als der nordöstliche, obgleich das Gebirge, trenn den Eigenthümlichkeiten der Kalksteinformation, nach allen Seiten hin einen gewaltig imponirenden Aufbau zeigt, und in vielen einzelnen Partien eine Uregartigkeit der Construction, wie sie sonst nur ungleich höhern Massen eigen ist.

Der westliche Arm, der eine mittlere Kamme von etwa 6000 Fuß über Meer einhält, erscheint als der steilste und gewaltigste. Seine östliche Felschönung ist fast auf der ganzen Länge grauenhaft schwarz und führt in jährlicher Höhe von 3—4000 Fuß unmittelbar zu Thal. Und dennoch klettert ein herghafter Weibchen oder ein fester Jäger durch die beinahe senkrechten Furchen, Zälen kleiner Wassergänge und Kamineuzüge aus hier vom Thal auf die Gräbe. Es ist dies freilich nicht nur ein lebensgefährliches Unterfangen, sondern es scheint auch dem Untenstehenden ein unmögliches. Was ist aber dem in den Felsen lebenden Kneben der Berge unmöglich! Hängt er auch hundertlang wie die Alege an der Wand in den Klippen, die zu lothrecht stehen, als daß sie ein Sträuchlein überbergen könnten, er findet mit größtem Muge doch immer wieder ein kleines Stück Einsenke, an dem er hinfriechen, einen Ausfall, auf dem er Hand oder Fuß sperren, eine Schrunde, durch die er sich emporwinden kann. Wo die Gesteine gebt, da geht er auch, und steht er auch unmittelbar unter seinem Fuß eine hundert Klafter tiefer die winzigen Gärten der Vatersalp liegen, so fällt es ihm doch nicht ein, sich bewegen unbehaglich zu fühlen. Wenn sonst auf dem geistigen Gebiete

das: „Was ich will, das kann ich auch“, in ziemlichem Umfange gilt, so scheint es sich bisweilen selbst auf die Ueberwindung des natürlichen Widerstandes der Materie übertragen zu lassen. Ich erinnere mich, wie mit ein Geißbiss eine Wette anbot, er wolle, wo es mir nur beliebte, die Zentsmauer emporklettern, und ich bin überzeugt, daß ich verloren hätte, wenn ich ihm auch die furchtbaren, handlosen Felsenswände angewiesen hätte. Diese Waben kennen keine Gefahr und darum gibt es für sie auch keine. Auf den schmalsten Vorsprüngen ob unermeßlichen Tiefen saßen und balgen sie sich wie auf der Matte des Dorfes und kletterten in die Wette zu einem hoch am Felsen hegenden Alpenrosenrande, und doch hört man nie, daß einer dieser Bergfelsen Schaden genommen hätte. Man denkt dabei unwillkürlich, daß ein solches Geißbiss-Naturell, mit ebenmäßiger geistiger Kraft und Bildung verbunden, im Leben sehr weit kommen müßte.

Bei dieser Stillheit überbergt der westliche Zentsarm ein sehr beschränktes Vegetationsgebiet. Die eben Theile laufen in schmale, schie Gräbe zu, die in weiter Ausdehnung von zerrissenen, grauelosen Schratzen- oder Karrenfeldern eingenommen werden. Nur eine Lücke zeigt die Länge des ganzen Kammes, die sogenannte Altsenalepse, dafür baht er sich zuletzt sehr schön auf das verhältnißmäßig breite, nördlich geneigte Plateau der Ebenalp ab, die (5000' u. M.) einen um so überausreichender Reichthum der Alpenflora aufweist. Auch an eigentlichen Gipfelformen ist dieser Zug arm. In der Nähe des Zentsgipfels erhebt sich als Nivalität die äußerste schmale Pyramide des „Geierfipzes“ und weiterhin gegen das Ende die wilde Kante des Schälfers, — sonst ist alles ein schön und lang gestreckter Kamm.

Ziemlich parallel mit diesem streckt vom Zentsgipfel ein kurzer, kaum zwei Stunden langer, fast eben so hoher und so steiler Arm und fällt dann über den fonderbar gedrehten Rosmadgipfel unmittelbar ins tiefe Scapthal ab. Auch er hat ein großes Thor, die „Wagenlücke“, einen breiten wunderlichen Riß, der durch eine gewaltsame Verschiebung des betreffenden Theiles der Bergkette entstanden ist und den Gassen und Menschen den einzigen Uebergangspunkt nach der östlichen Gebirgsseite gewährt. Solche Thore, so gering sie im Verhältniß zu den gewaltigen Gebirgsmassen erscheinen, haben doch immer eine große Bedeutung. Sie ersparen drei, vierstündige Umwege vermitten allen Verkehr in den Höhen, sind wahre Alpen-Straßen! Ich habe nicht oft bemerkt, daß aufgeschreckte Schneehühner und ähnliche Vögel, die sich auf die andere Bergseite retten wollen, mit großer Vorliebe diese Thore benutzen, während man doch denken sollte, es käme ihnen nicht darauf an, eine hundert Fuß Höhe gewadenwegs über den Kamm zu fliegen. Am willkommeneren aber sind diese Thore den Gassenjäger, denn sie den fichersten und bequemsten Anstang bieten, wenn ihm die Thiere von den andern Bergzügen zugetricben werden. Hier pflanzt er sich mit aller Bequemlichkeit für einige Stunden hin; er überblickt hundemweis die Gassen und jenseits das Meier und hört, lange bevor er fertig macht, den Tritt des zur „Lücke“ herankletternden Bildbreites im losen Gerölle raseln.

Der zweite oder mittlere, der dritte oder östliche Hauptarm geht in einem steilen Rücken vom Zentskamm ganz kurz südwestlich zum Altmann (alta moss) und spaltet sich erst dort zu den beiden herrlichen Kammern. Der Altmann ist nur wenige hundert Fuß niedriger als der Zents selbst, dabei aber wilder, düstere, schmaler aufsteigt, schwerer zugänglich. Hat der Zents ziemlich die Aehnlichkeit mit der Form der Jungfrau, so gleicht der Altmann mehr dem Giger, von der Wengernalp aus gesehen. Erst in neueren Zeiten, wo der Mensch seine wagnisreichen Gurdungsgreifen in die Weite und Höhe gleichmäßig ausdehnt und in kurzen Jahren so viele hundert Gipfel bestiegt hat, die nie verdem ein menschlicher Fuß betreten, erstieg man auch den Altmann, immerhin unter der Bedingung, ganz sachte über einen Kelschstein zu rutschen. Ein bekannter Wurzelgräber proibte zuerst dem Kelschstein auf der „Der arme Mann!“ Einige Jahre später fügte er von einer Felswand und brach sich vorläufig ein Bein. Aber unermüßlich kletterte er mit dem Stiefelg wieder im Gebirge umher, und diesen Sommer endlich fand ihn ein Sonn geschmettert, noch warm im Felsensinn der „Gast“ liegen. Als ich mit etlichen Jagdgefährten an jener Stelle stand, erkannten wir leicht, daß der Unglückliche wegen der zwei Oesthangen sich nicht auf das handbreite Felsengestein herausgemacht haben kann, — zumal mit einem hölzernen Bein. Er soll ein überaus elendes Leben geführt haben und suchte den Tod in seinem lieben Berufe und auf seinen lieben Höhen. Die Felsen haben ihn nicht verarschen, und es ward ihm doch ein ehrliches Begräbniß!

(Fortsetzung folgt.)

W. Wenn man insbesondere die einzelnen hervorragenden Epochen der Witterung betrachtet, welche hauptsächlich durch das Zusammenreffen anderer, scheinbar von derselben ganz abhängigen Umstände unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, so kann man bei nur oberflächlicher Betrachtung der Erscheinungen und ihrer wechselseitigen Verbindung sehr leicht und wider Willen zu einem einseitigen Urtheile verleitet werden.

Dieser Fall ergab sich im vorliegenden Jahre, als mit dem ersten stärksten Ausbruche der Epidemie im September gleichzeitig eine in der That ausfallende Wärmepriode, besonders vom 16. bis 21. September, mit 20 bis 25 Grad Hitze stattfand, die sich in den ersten Tagen des Octobers, wenn auch in minderer Grade, wiederholte.

Abgesehen davon, daß diese Abnormität der Witterung mit dem Verlaufe der Epidemie nicht streng analog ist, da die größte Intensität der Erkrankung- und Sterbefälle erst später erfolgte, so kann man auch nur die Ansicht aussprechen, daß solche Krankheitserscheinungen, die auf ihren weiten Zügen durch verschiedene Länder gleichsam einen Weltcharakter annehmen, und sich auf keine Weise im Fortschreiten durch atmosphärische Erscheinungen aufhalten oder weiter verbreiten lassen, in ihrem Ursprünge nicht durch die locale Witterung bedingt werden. Denn diese spielt dabei eine ganz subalterne Rolle und hilft höchstens die nun einmal herrschende Krankheit in ihrem Verlaufe verschlimmern oder verbessern. Diesen Einfluß der Witterung sehen wir aber nicht nur bei Epidemien, sondern auch bei vielen andern Krankheiten von weniger bösartigem Charakter, die alljährlich und zu verschiedenen Zeiten auftreten, ohne daß man dabei den Grundfaß aufzustellen bemüht wäre, die jedesmal vorkommende Witterung rufe unbedingte die Krankheit hervor.

Jahre mit ähnlicher Witterung, wie das vorliegende sie aufwies, haben wir auch ohne Epidemie verabreihen, und die Wissenschaft hat bisher die sorgfältigsten Untersuchungen und Vergleiche angestellt, deren Resultat hat in keinem Zusammenhange mit dem Verlaufe jener meteorischen Prozesse lebend gefunden wurde, die einer sicheren Veredlung unterzogen werden können.

Was daher bei solchen Umständen von den über das Entstehen der Cholera herrschenden Meinungen zu halten sei, versteht sich von selbst. Allen diesen verschiedenen Ansichten über den Gang und die Verbreitung derselben steht die mathematische Gewißheit und die Darlegung des Zusammenhangs so fest, daß die Mangel an Sauerstoffgehalt der Luft und an Electricität bis zu den Cholera-Infectionen und der in neuester Zeit aufgetretenen Ansicht, daß der Zug der Cholera mit dem magnetischen Meridiane identisch sei.

Jener Theil der Wissenschaft, dessen Aufgabe es ist, durch praktische Hilfeleistung der leidenden Menschheit beizuhelfen, hat seine Aufgabe — dem Stande dieser Wissenschaft vollkommen angemessen — am treuesten gelöst. Mit welchem Erfolge die Bemühungen des ärztlichen Personals und der Sanitäts-Commissionen besonders in der nächsten gekannt wurden, dafür sprechen die in den Cholera-Bulletins enthaltene Anzahl der aus den Klauen der unheimlichen Krankheit Geretteten, sowie die reichlichen Untersuchungen, welche durch das Zusammenwirken aller Classen der Bevölkerung denselben zu Theil wurden.

Somit wäre das Auftreten der Cholera die wichtigste Erscheinung in dem vorliegenden meteorologischen Jahre, und soweit jene in den Bereich der Meteorologie gehört, genügend besprochen.

Was die December-Stürme betrifft, so waren dieselben durch ihre Verbreitung im mittleren Europa, besonders von der nördlichen Seite der Alpen bis an die Nordsee, von vorübergehenden Wirkungen begleitet, welche die Tagespresse satismal besprochen hat. Die größte Intensität der Stürme fand an den Alpen ihre Grenze, während innerhalb derselben deren Wirkungen nicht den verändernden Charakter fundgaben, welchem das mitteleuropäische Becken und besonders das Donauthal als Hauptpassage der westlichen Luftströmungen ausgesetzt war.

Das Jahr schied unter gewaltigen Schneefällen des Luftmeeres über uns, welche in den ersten Tagen des gegenwärtigen bei gleichzeitigen milden Wetter noch fortdauerten; doch blieb der gewünschte und geheißte Winter nicht aus, und wir fühlen uns bei der schönen Schneedecke, welche die im Herbst herrlich herangewachsenen Saaten einhüllt, für ein künftiges segensreiches Jahr von gegründeten Hoffnungen erfüllt.

A Schon am andern Morgen hatten wir, auf dem Wege nach Saalfelden, die beste Gelegenheit, uns an diesen Gedanken aufzurufen. Denn der wolkenlose Horizont war schon wieder verschwunden, weshalb wir uns genöthigt sahen, auch die anfangs sehr beschlossene Befestigung des Wagnisses aufzugeben. Saalfelden ist außer Zelle der einzige niedrige Punkt, von welchem aus man jenes wunderbar unsäglichste Bild, das wir auf dem Jeller See bewundern, mit einem Blicke übersehen kann. Der Markt liegt dicht am Fuße des reinen Meeres, dort, wo die Thalsole beginnt, die sich auf der einen Seite in den Jeller See, auf der andern in die sogenannten Hohlwege verliert. Schwarze Gewitterwolken zogen sich über den letzten zusammen, als wie den schönen Markt verließen, und es dauerte nicht lange, so zuckten glühende Blitze durch die schwere Atmosphäre und erleuchteten die binnen einer Viertelstunde fast völlig verdunkelte Landschaft. Die darauf folgenden Donnerschläge hallten hinter den zahllosen Felsenwänden mit einem marktschreiernden Getöse wider. Endlich entlief sich das Gewitter in klaffenden Wassertropfen, die uns nöthigten, irgendwo Schutz zu suchen. Im Nu hatten wir einen offenen „Heimathel“ erreicht, von wo aus wir das imposante Schauspiel so lange beobachteten, bis die Sonne wieder strahlend aus dem Dunkel hervorbrach. Dann ging's rüthig vorwärts, die Thalschale entlang, die immer schmaler und schmaler wird, bis sie sich allmählich in die zu gewissen Zeiten gestirnten Hohlwege hineinwagt. Letztere sind indeß keineswegs mit den eigentlichen Gusspfaden der Alpen zu vergleichen, denn die Thalschale ist immer noch ziemlich breit und mit dem herrlichen Grün bekleidet. Das Schaulustige an manchen Stellen der Schlucht besteht hies in, daß die Straße erst dicht am Fuße zerfesselter Felsenmauern vorbeiführt, deren Riesentrümmer weit umher zerstreut liegen. Anders kommen Bergzürne meist nur in Winternächten vor, wenn das den Tag über in die Felsen-spalten eingedrungene Wasser gefriert und durch sein hierdurch gewecktes Vertheilen sich ausbreiten, bald größere, bald kleinere Felsenstücke absprengt. Uebrigens muß ich gehen, daß mich die Furcht vor einem immerhin möglichen Verzug weniger beunruhigte, als das Grauen vor einem Blicke des Gelbes erschütterte, welches sich am Eingang in die Hohlwege befindet. Dasselbe soll nämlich den geeigneten Schritt darstellen, und der obere Versteigerer glanzte seinen Zweck am besten dadurch zu erreichen, daß er den ganzen Körper blutroth anstrich und hin und wieder einige der schwarzen Stellen anstrich. Um das Maß zu vollenden, hatten Sturm und Regen das ganze Gesicht verweht — und so sah das Bild eher irgend einer abnormen Tiergestalt als einem Menschen ähnlich. Und doch sollte es den Menschen der Menschen darstellen. Dafür sprach der in der That befürchtliche Vertheil. Im Umkreise über die Erniedrigung des Höchsten sehen wir alle die wahrhaft häßlichen Vertiefungen und Abklüften kirchlicher Gegenstände, die ich auf der weiten Strecke von Omnibus bis hiesher an den Straßen gefunden und beobachtet hatte, zu meinem Entsetzen wieder ein. Wo beginnt die Pöbel des Gallus? so fragte ich mich selbst; wo unterscheidet sich die künstlerisch producierte von der im Tümpel einer äußeren Nacht schaffenden Pantomime? wo ist denn auch die Grenze zwischen Pöbel und Abgelanten zu finden? — Ich ließ im Grunde alle Reizeiter von Plato bis auf Fischer an mir vorbeiziehen. Alle wirkten mir freundlich zu. Nur Einer schnittelte unwillig über mein Begnügen das Haupt, lächelte aber und verschwand, als ich ihm festen Blick entgegenstarrte. Es war der Herr der romantischen Schule, jener Mann, der, zum Erstaunen seiner Zeitgenossen, dem Gebäude seiner Kunst ein Kirchenbach aufsetzte. Das Verachten der Blüte und das Getöse des Donners accompagnirte zur harmlosen Geistesbewegung. Die von neuen Gewitterwolken überwölbt den Wände der Hohlwege lagen an uns vorüber, denn wir befähigten unsere Schritte, um in Weichenbach ein Cbadg an des trockenen Wetter zu suchen. Halb durchnäßt betraten wir die Schwellen des lieblich am Ausgang der Hohlwege gelegenen Wirthshauses Kraumwies oder Prohmwies.

Hier war uns wohl. Freundliche Leute sorgten für die Befriedigung unserer Bedürfnisse; auch waren wir noch früh genug angekommen, um ein eigenes Zimmer zu erhalten. — Es gibt ein höchst eigenhümliches Gefühl, wenn man sich nach tagelanger Unberücksichtigung in den weiten Räumen der Natur plötzlich zwischen die vier Wände eines einsamen Gartenzimmers zurückzieht. Die Seele ist dann in ähnlicher Weise von dem Gegenstand, der sie eifrig beschäftigt, abgeschnitten, als wenn nach beendeter Vorstellung der Vorhang niederkraftet. Viel tausend kleine Bilder tauchen, wie alte Lieb und Jugendhoffnung, wieder auf und verwirren lange vor dem geistigen Auge, weil sie nicht durch neue verdrängt werden; selbst Gedanken und Gefühle, welche durch sie angeregt wurden, kehren zurück.

*) Man sehe: „Beilage zur Donau Nr. 9“ vom 6. Januar 1855.

In der nächsten Umgebung Weissenbachs befinden sich auf einem Felsen die Trümmer des Lambrechtschlosses, von dem die Geschichte nichts Bestimmtes meldet, weshalb sich die Sage auf eine nichtsweniger als poetische, aber doch äußerst charakteristische Weise seiner bemächtigte. Dieser jüdische hatte der letzte Ritter Lambrecht seine Schätze zu milden Zwecken beheimatet. Seine Tochter aber verband sich mit demjenigen in die am Fuße des Schloßberges gelegene Höhle, das sogenannte Lambrechtsloch, wo sie den geachteten Schatz mit Hilfe bössiger Hunde bewachte. Welches ein Ziel für Schatzgräber! Die Höhle mußte verschlossen werden, um dem Abgräber zu wehren; aber vergebens.

Denn diesen Javeloden zu betreten, schritten wir am nächsten Morgen, rechts vom städtischen Weissenbach, zum Hirschbühl hinauf. Von diesem nennt der Weissenbach herabgeführt, wirft sich aber plötzlich in eine Kluft des Schloßberges, die man von der Straße nicht sehen kann, weil sie etwas tiefer liegt als diese. Man verläßt deshalb die Straße, um zu diesem merkwürdigen Felsenweg, der unter dem Namen Weissenbach oder Seidenbachgammeln weit und breit bekannt ist, niederzusteigen. Nicht ohne Grauen hatten wir die Ecken der Salzack betrachtet. Aber das Schauerliche ward dort doch gemildert durch den freien Blick zu den auf beiden Seiten befindlichen Wiesen und Gärten. Hier aber ist von alledem nichts zu finden. Denn der Steig führt nicht wie dort über, sondern in und durch die Kammern, weil er nicht bloß für schaulustige Reisende, sondern zugleich für die Salzarbeiter angelegt ist, welche das für die Reichenhaller Salinen bestimmte Salz hier durchführen müssen. Auf beiden Seiten ragen die ausgewaschenen Wände der Kammern senkrecht empor und gestalten selbst dem Tagelöhner ein furchtbares Bild. Hier unten raucht die Kluft des Weissenbachs, der im Hintergrund des Felsenrisses hereinströmt und das enge Gewölbe mit wildem Getöse und einem feinen Staubregen erfüllt.

Zu etwa 1 1/2 Stunden erreichten wir den Ortspunkt am Hirschbühl. Nicht Ströme, nicht Schätze, nicht Reichthümer in Erde und Spande der anmuthenden Menschen, nur ein Grenzpfahl bezeichnet hier die Schwelblinie zwischen Oesterreich und Baiern. Das Verstecksgabner Land verblieb bekanntlich nach dem Wiener Congreß als eine Verleihungswilligkeit des Königs Maximilian bei der Ärene Baiern, während Salzburg wieder an Oesterreich kam. Man würde demnach, wie dies in kleineren deutschen Staaten, z. B. in Thüringen, sehr oft der Fall ist, nicht einmal wissen, ob man wirklich eine Landesgrenze überschritten habe, wenn man nicht die Pässe vorzeigen müßte und wenn nicht an die Stelle der schwarzgelben Meisenzeiger Kalmusche träte. Uebrigens ist das Reich, das sich von der Salzack bis zum Felsenberge ausdehnt, ein Land einer der schönsten und merkwürdigsten Punkte Deutschlands. Den besten Beweis dafür liefert wohl der Umstand, daß Alexander v. Humboldt einen ganzen Sommer dorthin zubrachte. Wir lernen den Charakter dieser Gegend kennen, während wir, den Hirschbühl verlassen, dem Dorfe Ramsau entgegen wandern. Vor uns erhebt sich die schön gewölbte Kuppel des hohen Gollis (7970 Fuß), neben ihm der pyramidenförmig zugespitzte Zennar; rechts der 9000 Fuß hohe, doppelzählige Wagnmann, neben ihm der 8800 Fuß hohe Hochstaller; links die vielfach zerfetzten Wände der Raiteralpgruppe: sämtlich fabel, weigigane, wunderbar gefornnte Kalkfelsen, deren höchste Spitzen nur selten mit Schnee bedeckt sind, während sich am Fuße derselben lachende Wiesen und schöne Wälder ausbreiten. Inmitten der beiden letztgenannten Pässe, 1/2 Stunde vor Ramsau, liegt der einsame Hintersee. In der harmonischen Mischung und Abwechselung der angeführten Landschaftsbeobachtungen liegt die eigenthümliche Schönheit der Gegend.

Tage vorher war hier ein furchtbares Gewitter niedergegangen. Die dadurch entstaubenen Bergwälder hatten nicht nur alle Brücken weggerissen, sondern auch so viel Geröll von den Felsenmassen der Raiteralpe heruntergewälzt, daß die zum Sattel des Hirschbühls führende Straße fast unpassbar war. Aber nur die Trümmer, nicht ihre Urheber waren mehr zu sehen. Denn es ist die Eigenheimlichkeit dieser bösen gefährlichen Feinde der Gebirgsgegenstände, daß sie sogleich wieder verschwinden, wenn sich das Gewitter verzogen hat. Es sind Kinder des Augenblicks, die ihre zerstörende Kraft erproben und dann verschwinden in den Schoß der Erde, um in anderen Verbindungen wieder aus Tagegast zu treten.

In Ramsau ruhten wir aus. Es war Sonntag. Im Weissenbach wurde getanz und geungun, das Gineem das Herz im Leide lachte. Aus den Fenstern des Gastenimmers konnten wir zugleich einen lebendigen Blick thun in die vielgegründete Landschaft, in deren Wendepunkt der Markt Verstecksgabner liegt. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es uns fort, diesen selbst zu erreichen. Selbst Gesang und Tanz konnten uns nicht halten. Wir eilten auf der, einer Promenade ähnlichen Straße rüßig fort und erreichten das erwünschte Ziel, als der trübe Abendhimmel schon keine Aussicht mehr gestattete.

Andere Tage wogten zahlreiche Fremde in den Straßen des Markts

hin und her und dann hinaus zum Salzberg, dessen Inneres beleuchtet war, weil die Königin das Bergwerk besahen wollte. Bald geschwungen folgten wir. Am Eingang des Salzberges hielt die feinst gekleidete Schaar der Bergkammer; daneben versammelten Damen und Jünglinge, Männer und Frauen; alle zur Einfahrt bereit. Endlich ward das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Der Zug seßte sich in Form eines großen Wägenzuges in Bewegung und schreitet durch schmale Gänge bis zur ersten großen Halle fort, in welcher sich unter der Bergkammer zum Flammeneinbruch haben gebracht ist. Dann wird ein tiefer liegender Schacht betreten. Hier sich fürchtet, bleibt oben und wartet, bis die Müthigen wieder zurückkehren. — Nach einer halben Stunde befinden wir uns wieder unter freiem Himmel und ergötzen uns an der verschönten Kleidung der Damen, und noch mehr an dem besten Semmelbrot, welches unterdessen die künftigen Wollenheere auseinander getrieben hatte. Was die von glühendem Blute bewegte See für den Schiffer, das ist der wolkenlose Horizont für den Wanderer, und wie jener nach tagelanger Windstille selbst den Ocean willkommen heißt, so sind diesem selbst die brandendenden Grundstöße lieber als die Reibekappen und Schieferde der Berge und das ununterbrochene Rauschen einer herrlichen Landschaft.

Literatur und bildende Kunst.

— Bei Gelegenheit einer kritischen Besprechung der jüngst hiesig erschienenen Ausgabe von Schillers „Riesco“ am königlichen Hoftheater in Berlin theilt die H. Br. Jg. aus der Geschichte dieses Trauerspiels folgende interessante Daten mit:

Es war vor 71 Jahren, in dem nächsten Wintermonat, am 17. Januar 1784, als Riesco dieses zweite Jugendwerk Schillers, zuerst in Mannheim das Licht der Kanten erlebte. Was spielte der Riesco, jenen den Verrius und Weil den Nothens. Man weiß, wie Schiller bei jenen Mannheimer Schauspielen als Vorleser dieses Riesco händel gemacht hat. Nurst Jßland und Meier, bei dem die Vorstellung war, ergriffen die Zuhörer schon nach dem zweiten Acte die Flucht. Und erst, als Meier das Trauerspiel für sich weiter geleitet hatte, erklärte er am andern Morgen dem Freunde Schillers, Streicher: „Wissen Sie, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Nachwerk hielten? Schillers schwächliche Ausdrucks- und die verwerfliche Art, wie er Alles declamirt. Er sagt Alles in dem nämlichen bedrückenden Tone her, ob es heißt: er macht die Thier zu, oder ob es eine Schamfelle seines Golden ist.“ Dabei äusserte Schiller zu Streicher, es laute doch Niemand so beklammern, wie er. Mit dem Riesco in der Tasche war er von Stuttgart nach Mannheim bestritten, Verweilte hiesige er, wenn sein Stück nicht angenehmer hegte, wozu er selbst als Schauspieler aufzutreten und den Schauspieler gegen, was beklammern heißt. Auch im Punkte des Schwabens als war der Dichterjüngling seiner Zeit voraus. Denn es ist seitdem so viel auf der deutschen Bühne geschwabbelt worden — hat doch selbst Gungl eine Rolle in schwabischer Mundart geschrieben — daß jeder Schwabenkind Schillers selbst Schauspieler werden zu wollen, beizutreten vielleicht weniger als Vorgesicht schenkt. Aber auch der Erfolg Riescos bei der Mannheimer Aufführung blieb weit hinter den Verfallstimmungen der „Männer“ zurück. In einem Briefe Schillers an Reinwald vom 5. März 1784 lesen wir darüber: „Den Riesco verlor das Publikum nicht — in dem Vater der Pflaster steigt kein römisches Blut. Aber in Berlin wurde das Stück vierzehn Mal innerhalb der Wochen gefordert und gespielt.“

Die Acten der Kritik über Riesco sind geschlossen: Schiller selbst war nicht blind für diesen Fehler. Er bezeichnend namentlich die blühende Sprache und die erfindenden langen Monologe“ als Lebelstände und corrigierte solche nach Möglichkeit. Trotz aller Minderungen aber blieben schon die Darsteller in Mannheim, die Anstrengung in den Rollen stände in gar keinem Verhältnisse mit dem Zeilall, der ihrer wartete. Und eben so schnell schloß Schiller an Werthe: „Als Riesco erschien, der hier von Fied mit einem Zeilall gefordert wurde, rückte eine Kille in mir, die einmale in Kille überging. Diese Kille kam von der in Riesco vorherrschenden Reflexion und von dem inneren Widerspruch der Zeilall. Denn alle Anschläge der Begriffsordnung richten sich wie die Welle nach dem Zeilall, der die Befreiung Genuas. Wird aber Genua in Wirklichkeit befreit? Nein! Wenigstens im Sinne des republikanischen Trauerspiels.“ Riesco besetzt zwar Genua, aber hinterher besetzt Verrius Genua wieder von diesem Verrius, der die Kille des Aufstiegs, was das es oft in der Weltgeschichte spielt, nur an dem Wande seines Chryseus entgegen hat. So sieht Riesco's Zeilall besten Schick. Aber in denselben Augenblick heißt es: „Als Genua bringt dem Andreas zu.“ Und Verrius selbst sagt: „Gib mir Andreas.“ Dieses Aneinander stimmt offenbar nicht zu der Melodie, welche sich durch das ganze Trauerspiel zieht, und daher sieht sich der denkende Zuschauer eher verstimmt als begünstigt. Das, abgesehen davon, auch Riesco die Klau der Femen zeigt, daß in dem Schwung der Sprache der Flügel Schlag von Schillers Weiz rauscht, bedarf nicht erst der Erwähnung. Wen von den Epigonen der Gegenwart schreibt mit 23 Jahren einen „Riesco“ und gleichzeitig „Kabale und Liebe“? Sind die reifen Meisterwerke Schillers ein dauernder Schmutz der deutschen Bühne, so werden auch die Jugendwerke des Dichters von Zeit zu Zeit immer wieder das Publikum anziehen, des Dichters, von dem Werthe gesagt hat, daß er, wenn er sich die Nagel beschneit, größer gewesen als unsere neuesten Dichter.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur: R. A. Schiller, histoire des Arabes 1854. H. 8, 507 S. mit Annoten und Holzschnitten. (Der

Denkmal gehört zu der bekanntesten, in der Wissenschaft einen ausgezeichneten Rang beanspruchenden Familie der Sebittes, und hat sich durch mehrere orientalische und afrikanische Werke vortheilhaft bekannt gemacht. — Der Jesuit Diophasi Avaraci hat über die Inschriften in Pompeji ein sehr ausführliches Werk geschrieben, welches von seinem Collegen Arthur Martin aus dem Italienischen in das Französische übersezt, in Brüssel unter dem Titel: „Inscriptions graves au trait sur les murs de Pompei, calquées et interprétées par Diophasi Avaraci etc.“ mit 30 großen Tafeln erschienen ist. Die Alphabete der verschiedenen Schulen, auf die es zum Verständnis der Inschriften ankommt, sind darin eröffnet.

Am October vorigen Jahres haben Professor Kangahe in Stitten und Dr. Bursian aus Leipzig mit einer kleinen in Deutschland gesammelten Summe von etwa 260 Thalern eine Ausgrabung bei dem Tempel der Juno bei Argos unternommen, die mit einem im Verhältnis zu der Größigkeit der Geländestück sehr lobnenden Erfolg gekrönt wurde. Sie deckten von den zwei sich über einander erhebenden Tempeltrümmern die untere auf und fanden von dem Tempel freilich nur noch den größten Theil des Fußbodens am Plage, nebst gerichtet unbenutzten Lebersteinen und Bruchstücken der Säulen etc., der Hauptfund war aber eine Menge griechischer und kleinster Münzstücke (etwa 300 an Zahl) von den Sculpturen, welche das Gebälk und wehrlichste und die Giebelbilder des Tempels schmückten. Professor Kangahe sagt darüber in seinem Berichte: „Nicht der unbedeutendste Gewinn bei dieser Ausgrabung ist die Ausbeute an Sculpturfiguren, die meisten von nicht allen aus parischem Marmor, aus welchen alle architektonischen Ornamente sind, keine derselben ist vollständig, und da sie von verschiedenen Dimensionen sind, die einen von natürlicher Größe, andere colossal und wieder andere und zwar die meisten, unter natürlicher Größe, so ist es unmöglich zu entscheiden, ob sie oder welche von ihnen zu einzeln stehenden Statuen und welche den Gruppen der Giebelbilder oder dem sonstigen Schmuck des Tempels angehören. Einige in feiner Ausführung gezeichnete erweisen sich als Werk von unvortrefflicher Gattung. Diese Sculpturfiguren sind hauptsächlich in Körpertheilen, Armen und Händen, Schenkeln und Füßen, Gewandfalten und Köpfen bestehen, genügen, um die Formelbildung der bisher fast unbekannten Polyphidischen Schule zu zeigen. Diese Formen sind von seltener Mannich und Schönheit, und nach ihnen, unter Ansehen nach einem weichen Kopf einer Jungfrau von zwei Drittel Größe zu urtheilen, kann man die Kunst des Polyphidischen zwischen die Alcibiades und die Paritellische stellen u. s. w. Die gefundenen Bildwerke werden vorläufig in einem Raum in Argos untergebracht und der Obhut der dortigen Behörden übergeben. Inseß ist zu wünschen, daß sie nicht lange dort bleiben mögen, wo sie bald vergessen sein würden, und daß künftliche Wissenschaft sie einem deutschen Museum einverleibe.“

Miscellen.

F. St. Der Scharfluß in Central-Afrika. In den in der Beilage dieses Blattes vom 25. Jänner gegebenen Nachrichten über Dr. Bagla's neueste Entdeckungen im Süden Afrikas nachfolgende Notiz nicht ohne Interesse sein. Wenn Dr. Bagla's Angabe richtig ist, daß der Scharfluß während der Regenzeit in jeder Secunde 140,000 Kubfuß Wasser dem Ind-See zufließt, so muß derselbe umbeinahe den größten Theil der Erde umgürzeln können. Die Länge des Abflusses nach dem Ind-See beträgt bei mittleren Stadi 7,500 Kubfuß, jene des Nils in der Periode der größten Ueberfluthungswasserung 300,000, jene des Indus während der Regenzeit 450,000 Kubfuß in der Secunde. Das Wasserquantum des Schary während der Regenzeit beträgt also ein Drittel der Wassermenge des Indus, die Hälfte des Nils und das Doppelte des Nubens in den angegebenen Perioden. In einem einzigen Tag der Regenzeit empfängt demnach der Ind-See durch den mehrgenannten Fluß das ausfließende Sümchen von 12,100 Millionen Kubfuß Wasser. Eine nahe gleiche Menge dürfte er noch durch die übrigen Zuflüsse aufnehmen. Bei der Zutrommung so colossalen Wassermassen während der häufigen Regenzeit, deren Dauer für das ganze Gebiet des Ind-See's um ungefähr auf drei Monate auszureichen sein dürfte, beträgt sich wohl unumstößlich die Frage auf, ob es mit dem Meere in gar keiner Verbindung stehendes Binnenmeer, welches der räumlichen Ausdehnung nach weit unter dem Ind-See steht, welcher die nöthigen Zuflüsse aufnehmen vermag, ohne ins Ungleichmäßige auszuweichen. Eine ganz oberflächliche Berechnung ergibt, daß, wenn der Flächenraum des abfließenden Seespiegels bei niedrigstem Stande 500, bei höchstem Stande 1000 „Millen“ angenommen, und die während der Regenperiode stattfindende, jedenfalls sehr geringe Verdunstung gar nicht in Anschlag gebracht wird, die größte Schwellung des Sees doch nur höchstens 9 Fuß betragen kann. Für diese Aufschwellung um 9 Fuß reicht die in der folgenden trockenen Zeitperiode stattfindende Verdunstung (welche innerhalb der Tropen auf offenen Wasserflächen in dieser Zeit täglich $\frac{1}{2}$ — 1 Zoll beträgt, und in der unmittelbaren Nähe der Ufer, ja selbst noch bedeutend sein dürfte) mehr als vollständig hin, die in der Regenzeit aufzunehmenden Wassermassen wieder zu entfernen und den See auf sein natürliches Niveau zurückzuführen. Diese Thatsache allein dürfte auch schon genügen, die Annahme, daß der Ind-See seinen Abfluß durch den Tschadda finden müsse, als überflüssig erweisen zu lassen.

(Ueber die Burjaten), welche zum mongolischen Volksstamm gehören und sich zum Buddaismus bekennen, deren etwa 18,000 Seelen in der Nähe von Nerchinsk im Oberumien Rußlands leben, ließ man in einem Hanburger Blatt folgende interessante Notizen: Sie haben in der letzten Zeit gegen die ihnen angethanen zwei Schulanstalten. Die eine befindet sich am linken Ufer der Onon in der Niederung von Jugal, etwa 120 Werst südwestlich von der Stadt Nerchinsk gelegen. In dieser Schule

werden beinahe 60 bis 70 junge Leute in der tibetianischen und mongolischen Sprache und in der buddhistischen Religion unterrichtet. Der Curator derselben gewöhnlich wie bis fünf Jahre, war sich aber dem geistlichen Stande widmen will, muß mindestens zehn Jahre lang studiren. Im Frühling und Herbst wird jedesmal zwei Monate lang Ferien, während welcher Zeit die Eltern ihre Kinder nach Hause nehmen. Für den Unterricht wird kein Abgeld bezahlt; außerdem schicken die Eltern den Kindern das Essen in die Schule, in Sommer das Weizen, im Winter getrocknetes Weizen und Getreide. Die Schüler leben mit gekerkerten Weinen auf der Erde, die Bücher entwerfen neben ihnen, oder im Schöße, oder auf niedrigen Stühlen liegend. Die Lehrer, gewöhnlich Kamen, d. h. geistlichen Standes, haben eine eigene, der Kancaschischen ähnliche Unterrichts-Methode. Mongolisch lesen und schreiben lernen die Schüler schnell, nicht so aber die tibetianische Schrift, welche wegen ihrer vielen Abkürzungen und Zusammenziehungen schwer zu begreifen ist.

Die zweite Schule befindet sich am flusse Jaga, der sich in die Onon ergießt. Die ergründete Anzahl ist jedoch die berühmteste; dort werden nicht nur Kinder unterrichtet, sondern wie zu einer Universität kommen junge Kamen hieher, um die tibetianische Sprache, Theologie, Medicin und Chronologie zu lernen. Keiner fordert man von einem Kama nur, daß er tibetianisch lesen kann, ohne daß es zu verstehen kommt; jetzt aber kann niemand Kama werden, der nicht aus Kerketen kam. Diese Schule hat auch eine Bibliothek, deren Bücher theologisch, medicinisch, historisch, moralisch und astrologisch Inhalts, sämtlich in Peking, auf Anordnung der Regierung, ins Mongolische übersezt werden. — Eine gewöhnlich ist unter den Kamen der älteste Sohn des Tschil Augustur wegen seiner Gelehrsamkeit besonders beehrt; derselbe soll ein ausgezeichneter Kenner der tibetianischen Sprache, der Medicin und buddhistischen Theologie sein und auch der europäischen Bildung nicht ganz entfremdet, wie er denn auch die russische Sprache sehr gut spricht und schreibt. — In jedem Monate beten die Kamen neun Tage lang für das Wohl und Heil des Zagan-Khan, d. h. des „weißen Hagen“. Die buddhistische Religion widerspricht, kann in Nichts heucheln, welche aufseht, seinen andern Glauben; die Bisgatter, oder die Vertheilung der Kräfte des Schöpfers unter eine Menge geistlicher Arien erlaubt den Buddisten alles Große anzubeten; sie verehren Jesus, Mohammed und ihren Schigamun. Die Kamen verfolgen nur den Schamanismus oder den „schwarzen Glauben“, wie sie ihn nennen, aber auch nicht in fanatischer Weise, sondern sie lehren ihre Laien nur, daß der Schamanismus mit bösen Geistern zusammenhänge, die man nicht verehren dürfe.

[Frankreich's Münzhätten.] Von den sieben Münzen, welche Frankreich gegenwärtig noch besitzt, vor 1811 waren es achtzehn, fast namentlich die Pariser eine Münzanstalt hinsichtlich der Zweckmäßigkeit und Ortschaftigkeit sein. In zwei verhältnißmäßig kleinen Kammern werden sämtliche Münzmaschinen von 30 Dampfmaschinen von 30 Pferdestärken getrieben. Der Präsident, von seinem Reichthum, behält sich 50 Millionen [in der Münze] auf, daß es eine geringe Vermehrung der Geldmündigkeit 40 Stück pro Minute liefern. Es ist berechnet, daß die 60 Prägmöde, das Jahr zu 300 Arbeitsstunden a 12 Arbeitsstunden ausgenommen, einen Geldwerth von 3500 Millionen Franken in zwanzig Jahrenfranken ausprägen können. Bekanntlich sind die Münzen Frankreich's keine Staatsanstalten, sondern der Staat bezahlt für das Prägen 1/2 Franken für den Kilogramm Silber, unter der Bedingung, daß der 40. Theil des Geldwerthes in Zwei, Ein, Halben und Vierteln Francs geprägt werden muß; von diesem 40. Theil sind ungefähr 20 pSt. in Zweifeln, 50 pSt. in Einfranken, 25 pSt. in Vierteln Francs und 5 pSt. in zwanzig Centimesfranken zu liefern. Der achte Theil der Goldmünzen muß in zehn Francsmünzen gemünzt werden.

[Manuscripte des Zinduritel.] Der höchstbekannte Bibliograph, Herr Leveque Valance, Herausgeber des *Albumen Français*, wohnt in diesem Blatte vor einem in der Welt unerreichten Orcken, der ein sehr reichhaltiger Palastrag sein soll und die Bibliothekbesitzer, so wie die Liebhaber seltener Manuscripte in Europa und America, sehr gern hieher Licht führen möchte. In Paris und in London hat dieser Gelehrte bereits, wie Herr Valance erzählt, alle die höchst werthvollen alten griechischen Handschriften bezuggenommen, über deren Aufzeichnung er gar wunderbare Geschichten zu erzählen weiß. Unter Anderem befragt er, ohne sich jedoch, wie er erzählt, davon trennen zu können, hienüberwiegend Beispiele des Menander, sämtlicher Aeschylus-Beiträge von Sophokles, die Zustippen von Platonem, das Verloren der Chäironem und endlich gar den Katalog der Herakleiden'schen Bibliothek in elf Bänden. Diese letzterwähnte Manuscripte sind in Griechenland zurückgelassen haben, die übrigen, die von werthvollsten, fallig bibliographischer Schönheit sind, führt er sämtlich mit sich, doch zieht er sie nicht kennen, die beglückten Reiskarten zu wirbeln wollen. Einer der gelehrtesten französischen Hellenisten, welcher Gelegenheit gehabt, einige dieser Handschriften zu sehen, hat, nachdem er sie ein paar Augenblicke sorgfältig betrachtet hatte, angestimmt: „Diese Manuscripte haben ein Alter von dreieinhalb Jahr!“

[Von einer sonderbaren Reichthagszahl] meldet ein Nürnberger Chronist folgendes: „Es geschah im Jahr 1487, als Kaiser Friedrich III. zum Reichstag nach Nürnberg kam, ließ er daiselbst auf dem hohen, runden Thurm der Weis, genannt „Auginstadl“, ein großes zinnerne Horn hängen, welches mit einem großen Glasball getreten wurde, also, daß es sehr laut über die Stadt klang. Und die meisten, die hieher kamen, die Bürger der Stadt und Land, so lange der Reichstag war, die Stunden abblaffen, auf daß die Herren einmüthig würden, sich in ihren Recken kurz zu fassen.“